

bearbeitet, Artikel, die vielfach nach Berlin exportirt werden und dann nicht selten unter berliner Firma in ihre ursprüngliche Heimat zurückkehren.

Die Wetterherren des Mai.

Unter allen Wetterherren und Wettertrauen, welchen der Landmann Einstuß auf die Witterung und damit auf das Gedeihen seiner Feldfrüchte zuschreibt, gelten die sogenannten „drei Eismänner“ als die gewaltigsten und gefährlichsten.

Sie sind die drei kalenderheiligen Pancratius, Servatius und Bonifatius, die auf den 12, 13 und 14 Mai fallen. Was ist gegen die Macht dieser „drei Asi“, wie sie das österreich. Volk auch nennt, die Gnuht oder Ungnuht des „Heimäfers“ Weibard (8 Juni) und seiner Helfersbrosen, der „naissen Grot“ (10. Juni), was der Jagdherr Gaudt, der die Witterung des ganzen September in der Taube trägt, — ihr Nimbus erlöst vor der kalten Majestät der „drei Eismänner“, welche als heimtückische Nachhut des verjagten Winters in der blühenden Herrschaft des heuerreichen „Maien“ zurückgelassen sind.

Ihr Name schreibt sich von der Kälte, die eisalten Witterung her, die um diese Zeit gewöhnlich herrscht, und ihren Entstehungsgrund, so weit bis jetzt ermittelt, in den Eismassen hat, die im Mai von den Polargegenden gegen Süden treiben und durch ihr Schmelzen die Temperatur herabdrücken.

Insbesondere in den Eiden der Alpenländer, wo die Nebenhügel um diese Zeit in voller Größe stehen, sind diese „drei Asi“ für den Bauer Gegenstand größter Aufmerksamkeit. Nach ihr Nacht wird gemacht und gepöbt, ob nicht die schwebende Wolkenhülle plötzlich aufsteige und Frost einträte. In dies der Fall, so ist der Landmann auf den ersten Alarmruf aus den fernern, um den ertrimmigen Blüthenfeinde zu begegnen. Im Stiermark wird die Gefahr durch Schießen angezeigt, in Südtirol und an anderen Orten durch Geläute von den Thürmen.

Am verbreitetsten ist die Sitte des Reißens im Winzgan. Sie besteht dort seit Jahrhunderten mit eigenen Vorrichtungen und Geräten für die Dampferhandeln. Der Aufzug zum Reißer wird „rettenweise“, das ist nach Ostwärts, angelegt und um 10 Upr nachts von allen Thürmen durch ein förmliches Sturmläuten das Brandzeichen gegeben. Wer mit diesem Brauche nicht bekannt ist, glaubt inmitten eines Wolkenausbruchs zu sein. Solort eilt jeder Hausbesitzer und Bauer auf die Felder und macht in richtiger Entfernung vom Gehölz aus dem mitgemeinemen Holz Feuer an. Dies wird mit altem Haub- und Baumholz, mit Weichholz (Weißta), faulen Holzspänen, kurz mit Allem, was Rauch macht, theils unterhalten, theils gekümpft. Bald umhüllt das Thal eine einzige Rauchdecke, der schirmende Mantel gegen den verjagenden Sonnenstrahl des Morgens. Gewöhnlich weih man mit steinlicher Eiderheit die Zeit der Gefahr. Wenn im Mai längere Zeit schlechte Witterung eintritt, so daß es auf den Bergen tief herab schneit, dann heißt sich leicht der Himmel abends oder über Nacht auf. Am meisten gefährlich ist vom Bolke der nach Witternacht fallende sogenannte kalte Thau, der sich in kleinen Eiszöpfchen an die Galm- und Blüthen hängt und den Saft der Morgenblüthe nicht aushalten kann. Sind aber einmal die drei Tage überstanden, dann ist auch die Verjagung des Landmannes vorüber. „Vor Servaz kein Sommer, nach

Bonifaz kein Frost“, sagt die Bauernregel. Leider ist dieses Sprichwort nicht immer verlässlich und der Volksmund läßt nicht unwillig jeden der drei Eismänner noch einen Sohn und einen Enkel haben, was so viel heißt, daß erst nach weiteren sechs Tagen der gefährliche Termin zu Ende sei. Ich erinnere mich noch mit Wehmuth an jene verderbenbringende Nacht des 20. Mai 1876, welche mit einem Schlag fast den ganzen Blüthenstand Steiermarks vernichtete. Kurz vorher war ich über die herrlichen baumüberfüllten Gelände von St. Oswald wie durch einen Wald riesiger Blumenkränze hingegangen und hatte mich an der zauberischen Blüthenpracht dieses Naturparkes erfreut. Nun folgten mehrere Regentage und am 20. zog plötzlich jene unheimliche eisalte Sternennacht herauf und der folgende wolkenlose Mai-morgen lag nur verbrannte Bäume und kranzig blühende Menschen. Die „Griener“ ist trüber gekommen, lagen die Bauern.

Um sich gegen solche Rückfälle möglichst zu sichern, haben die klugen Etschländer sich noch einen eigenen Patron und Wetterherren für ihre Weingüter ausgesucht, nämlich den heiligen Urban (25. Mai). Ein alter Weinbauer teiert jeden Tag durch Festgewand und verschiedene Andachten.

St. Urban. Ist der recht' Mann.

Männlichsaligkeit.

Vorrichtung zur Ortsbestimmung nördlicher Feuerbrünne. Nur so oft wird die geistlich gebotene oder freimüthig gern gewählte Feuerbestimmung bei Feuerbrünnen dadurch bereitet oder erleichtert, daß bei so Nachtig aufgebenden Gefahren Feuer in dichtbesiedelten Gegenden die Orientierung über den Feuerherd eine Feinweges leidet ist, da die Abschätzung der Entfernungen im nächtlichen Dunkel zu den gefährlichsten Irrungen zu führen vermag. Eine ebenso einfache, wie absolut zuverlässige Vorrichtung, um derleiiche Täuschungen unmöglich zu machen, welche durch Nebel jetzt geschieht, eigentlich so primitiver Natur ist, daß es Wunder nimmt, wie man nicht schon längst von ihr Gebrauch gemacht, besteht in folgenden: In einem zur Beobachtung geeigneten Ort (auf Thürmen, Dächern, Anhöhen) wird eine Stange aufgerichtet, an welcher eine, der in den Beobachtungsrayen einbezogenen Anzahl Drähtchen, Drähte etc. entsprechende Zahl konischer Eisenblechzylinder (Feuerrohre) befestigt wird, deren jeder mit der Ortsbezeichnung des Objectes, welchem er zugeordnet ist, versehen wird. Das breite Ende dieser Cylinder ist mit einer Zinkrinne versehen, in welcher sich eine Form des Beobachtungsobjectes entprengt, kreisrunde, elliptische, quadratische Gestalt, welche nur bei bestimmter Orientirung dem Auge sichtbar macht. Mit Hilfe dieses Apparates vermag man also binnen wenigen Sekunden den Entstehungsort einer nördlichen Feuerbrunnst genau anzugeben.

Anlage von lebenden Hecken.

Zur Anlage von lebenden Hecken wird empfohlen, den Boden dort, wo die Hecke angelegt werden soll, auf 1 Meter Breite und 80 Centim. Tiefe zu raufen und mit verrottetem Compost oder wenigstens gut Gartenerde zu vermischen. Nachdem der Boden sich genügend wieder gesetzt hat, pflanzt man zwei- bis dreijährige gut bewurzelte Pflänzlinge in zwei, oder für breitere Hecken in drei Reihen, die 20 Centim. von einander entfernt sind und in denen die Pflanzen 15 Centim. auseinander gepflanzt werden. In den ersten Jahren werden die Spitzen der Triebe mehrmals eingekürzt und durch Niederbiegen mit einander verbunden resp. verflochten. Dies wird so lange fortgesetzt, als lüftungsfähige Stellen in der Hecke vorhanden sind, worauf dann ein regelmäßiger zweimaliger Schnitt mit der Heckenfähere vorgenommen wird. Neben dem Weidhorn und der Heubuche wird noch folgendes Gehölz als vortrefflich zu Heckenanlagen geeignet bezeichnet: Weichleiriche (Cerasus Mahaleb), Cornelkriech (Cornus mascula), Fedulme (Ulmus campestris var. suberosa). Besonders die letztere liefert vortheilhafte Hecken, die bis hoch auf der Erde vorangetrieben sind und von nützlichen Vögeln als Nistplatz herangezogen werden. Von Nadelbäumen wird besonders der gemeine Wacholder (Juniperus communis) als Heckenpflanze empfohlen; bei diesem muß aber das Schneiden mit Vorsicht geschehen.

Kropfkrankheit bei Säuhnern.

Die Ursache der bei dieser Krankheit liegt an der Ueberfütterung, hauptsächlich mit Körnerfutter. Die Verdaulichkeit ist geschwächt. Bei dieser Krankheit werden selbst Tierärzte noch die Operation an, den Kropf des Thieres aufzuschneiden, was aber immer eine gewagte Operation bleibt. Diät und einige Gaben von Nux vomica werden den Kropf bald leeren.

Für die Redaction: verantwortlich: Otto Fehbel in Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Fehbel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Weibblatt zur Saale-Zeitung.

(Der Bote für das Saaltthal.)

Nº 14.

Halle a. d. S. 8. Mai.

1881.

Inhalt. Rosen von Reichenau. — Nach der Barbarossajähre. — D: B: 1 erkeren des Mai. — Männlichsaligkeit.

Rosen von Reichenau.

Von Arnold Wellmer.

1. (Nachdruck verboten.)

Im Wiener Stadtpark waren die Rosen schon abgeblüht, Draußen in den kühlen Gebirgsbälern standen sie noch in frischer Pracht. . . . Da haben sie sich zum erstenmale auf dem Südbahnhofe. Und Jedes wunderte sich, daß es das erste mal war. Denn vergehen würde sie ihn nie wieder — das wußte sie auf den ersten Blick. Und er — er dachte bei sich und trauelte sich dazu den ledigen Reinen braunen Schnurrbart: Werthlos, daß mir diese reizende Kind bis heute entgangen ist — mir! Aber sie soll noch raufen in mich verliebt werden, ehe wir nach Baden kommen — ja, raufen! Er liebte solche Betönungen.

Da läutete es zum zweitenmale. Sie stieg in einen Wagon zweiter Klasse. Aber auf der ersten Stufe sah sie sich noch einmal um. Er stand dicht hinter ihr und bewunderte ihren kleinen Fuß. Sie erhobte. Er lächelte und folgte ihr in das gleiche Coupé. Er hatte eigentlich ein Billet erster Klasse. Er fuhr stets erster Klasse und nachts mit Schlaf-einrichtung. Das war er sich und seiner „gesellschaftlichen Stellung“ schuldig. Aber heute brachte er gern die kleine Opfer. Sie war so wunderbar schön — so jung und morgenfrüh und hübsig, wie die Rosenknospen auf ihrem kleinen weißen Strohhut und das Sträußchen von Rosen und Nelken in ihrer Hand. Und sie sollte vor Baden noch raufen in ihn verliebt werden — ja, raufen! Das war doch eine allerliebste Unterhaltung auf der langweiligen Eisenbahnfahrt — und ein pittoreskes Geheißchen für seine Freunde in Baden. Und ganz Baden zählte er zu seinen Freunden — natürlich nur das für einen Mann seiner gesellschaftlichen Stellung zurechnungsfähige.

Sie setzte sich rechts auf der schmalen Seite des Waggons, wo nur zwei Sitze sich gegenüberstehen. Das hatten ihr wegen der schönen Aussicht auf die Berge alle Bekannten eingeschärft, von denen sie feierlich Abschied genommen hatte. Es war ja ihre erste große Reise. Wollan war bis dahin für sie die ultima Thule. Und heute wollte sie sogar in die Alpen „reisen“ — bis Reichenau. Sie kam sich wirklich sehr wichtig und sehr glücklich vor.

Und der bildhübsche junge Mann mit dem feinen, blassen Gesicht und dem ledigen braunen Schnurrbüschchen und dem Zwicker auf der Nase und dem frohgelassenen Sandbüschchen und der blutrothen Kette im Knopfloch und den vornehmen Manieren sah ihr gegenüber und fragte mit besagterdem Lächeln: ob das Fräulein erlaube, daß er seine Cigarette rauche. . . . Und hätte er tausend Cigaretten auf einmal rauchen können und wollen, mit Entzünden hätte die den Rauch hindurchgeschluckt — für ihn! Sie beobachtete nur, daß sie ihre neuen alta Handtücher, die sie sich erprobt für Reichenau gekauft, nicht angezogen hatte. Was mußte er wohl von ihren armen alten braunen Sandbüschchen denken, deren erprobte Röhre sie schon so oft geknickt hatte. Zum Glück hatte sie die Braunen für die Reise noch grünlich mit Gummi abgerieben. Sie nahm sich aber sehr vor, im nächsten unbedenkten Augenblicke die blasslichen Braunen verschwinden und die Ala auftauchen zu lassen. . . . Wie war sie doch ein so süßes, naives, ungeschicktes Kind!

Er aber, hat als bemerkte er ihre Armut gar nicht. Er planterte so unanständig und liebenswürdig mit ihr, als sei sie eine hochgeborene Baroness. Er machte sie auf jeden Gesichtspunkt aufmerksam. „Jetzt, mein gnädiges Fräulein, haben Sie noch einen vollen Blick auf den Rabenberg und Wien!“ — Sie

mußte schon aus Höflichkeit sich vorbeugen, um rückwärts schauen zu können. Auch er deutete sich natürlich vor, um ihr Alles deitens zu zeigen und zu erklären. Ihre Arme berührten sich auf der Fensterbrüstung, und sein veräimertes, gekrümmtes Gaar streifte ihre Wangen. Sie zitterte leicht. Aber sie hatte doch nicht den Mut, den Kopf zurückzuziehen, bis der freundliche Herr ihr Alles gezeigt hatte. . . .

„Jetzt liegt die Alferovstadt hell im Sonnenlicht da!“ „Dort wohnen ich, und von meinem Blumenfenster sehe ich auf den Rabenberg und Leopoldberg und Wienerwald. . . .“ „Das muß ja eine reizende Wohnung sein — darf man wissen, wo die ist? Auch ich liebe die Natur über Alles. . . .“ „Alferstraße Nr. 173, 4. Stock. . . .“ Und ehe sie es ahnte, hatte er ihr gleich ihre ganze kleine Geschichte heraufgelockt. Er war ein großer Frackmüller. Das gehörte mit zu seiner „gesellschaftlichen Stellung.“

Ihr Vater war ein Magistrats-Beamter im Ministerium des Innern gewesen. Das erzählte sie nicht ohne Stolz. Aber er war schon seit fünf Jahren todt, und auch für die Mutter hatte sie Alerleben bereits zum zweitenmale auf dem Grabe Nichtein angezündet und einen Kranz ihrer schönsten weißen Rosen niedergelegt. Sie hatte bei der Gräfin Baudissin das Blumenmachen gelernt und ernährte sich und ihr Großmutterchen und ihr Onanienbäckchen jetzt von dieser Kunst. Denn zur Kunst hat die Gräfin Baudissin dies Geschäft in Wien erboben. Und Brigitta — die Großmutter nannte sie Gitta — war ihre beste Schülerin. Die Zeug- und Lederläppchen gewannen unter ihren feinen Fingern fast Blumenleben. Besonders die Rosen gelangen ihr am besten, weil sie diese von allen Blumen am meisten liebte. Auch den Strauß Rosenknospen auf ihrem Hute hatte sie selber gemacht, und sie lächelte glücklich, als er ihr sagte, er habe sie für natürliche Rosen gehalten. Und jetzt fuhr sie auf den Wunsch ihrer besten Kundin und Gönnerin, der Frau v. Goldberg, wo Silberfeld, hinaus nach Reichenau, um der Gnädigen einen ganzen Carton bestellter künstlicher Blumen zu überbringen. Die Frau von Goldberg machte selber Baudissin'sche Blumen — zu ihrer Unterhaltung und weil diese Blumen in der Mode waren — und da sollte die kleine Blumenmädchen acht Tage in Reichenau bleiben, um „der Gnädigen ein wenig zu helfen. . . .“ Wie schaltbarm Gitta bei den letzten Worten lächelte!

„Ah! Je comprends! Frau v. Goldberg macht Blumen, wie Königinen und Prinzessinnen dichten, malen, modelliren. Dann kommt der Meister und retouchirt. Ich weisse, wenn Fräulein Gitta der Gnädigen ein wenig geolfen hat, ist kein Blumenblatt und kein Straußchen von den Blumen der Frau v. Goldberg übrig geblieben!“

Er nannte sie schon mit ihrem Vornamen, wie die Großmutter. Aber wie viel hübscher das aus seinem Rande lang. . . . Sie nickte und lachte leise und hell. „Darum bringe ich die Blumen lieber gleich fertig mit!“ — Auch er wollte fröhlich lachen, aber es gelang ihm nicht recht. Die echte Fröhlichkeit war ihm längst verloren gegangen — mit der Unschuld! Er konnte nur noch lustig lachen — so lustig, wie ein Mensch — nebenbei Baron — lacht, der mit zwanzig Jahren mit seinem Herzen und Vermögen fertig war, den die goldsteine Jugend Wiens mit Stolz den Thron nennt, der ohne Größten von seinem Vortrittel und seinem Glück bei reichen Frauen lebt, der sich vollkommen klar über seine Zukunft ist: eine reiche Baroness-Frau — eine berühmte, alternde Schauspielerin — — oder eine Frau! . . . und der während dieses Lebens sich fast empriegt: reizende kleine Blumenmädchen, die süßeste Unschuld, Alferstraße Nr. 173, 4. Stock. Nur alte Großmutter, bösslich bald-taub und stockblind. . . . Das war seine „gesellschaftliche Stellung.“



"Station Baden!" Der Baggon leerte sich fast ganz. Auch er hatte ausweichen wollen, aber er befand sich schnell, daß seine goldenen Freunde in Baden recht gut acht Tage warten könnten und daß eine Kaltwasser- oder Heilwasser-Station seinen armen Cabaner nach der Bergnignungs-Campagne des Wiener Winters und Frühlings sehr heilsam sein werde. Und ihr bligte die helle Freude aus den großen blauen Augen, daß er mit nach Reichenau fuhr. Er war so bildhübsch und gar nicht stolz und plauberte und lächelte so lustig — und sie lachte und plauberte so gerne und hatte zu Hause doch nur ihren Ganserhahn und die Blumen auf dem Fensterbrett, mit denen sie lachen und plaubern konnte. Die Großmutter sah mit ihrem Stridtrumpf immer zu — und sorgenvoll da, seit der Neglittator und ihre Tochter gefahren war. Weiter — nein, weiter dachte sie kein Mädchen dabei, daß der wildfremde junge Mann mit ihr nach Reichenau fuhr.

Die blauen Berge, schon im Abenddunst schwimmend, kamen immer näher. Vom Schneeberge blinnte und winkte es, wie mit weißen Tüchern. Gitta konnte sich nicht satt sehen an der sich immer herrlicher entfaltenden wildschönen Alpenlandschaft. Und als sie in Bayerbach ausstieg, jubelte sie: „O, wie schön — wie wunderschön! Wenn das doch mein Großmutter! aber ich sehn hinau!“ Omniafusse und Mletwogenen warteten. „Nein, lassen Sie uns gehn — es war' Sünde, schnell durch dies Thal zu fahren.“ Leicht hüpfte sie vor ihm her vom Eisenbahnrampe ins Thal hinab. Sogar er, dem das so admirabilia langst ihr seltsam gelaugenes Wesen geworden war, schaute ihr bewundernd nach — dieser zierlichen, amuthigen Gestalt in dem leicht, luftigen Sommerkleidchen und der graciösen Natürlichkeit eines Kindes. Sie hatte den Stroubart in die Hand genommen. Das goldblonde Haar umflatterte sie wie Sonnenstrahlen. . . . Dann blieb sie stehen und schaute sich um und lachte, daß er noch so weit zurück sei. Ihr zartrothes Gesichtchen glühte vom Lachen und vor Freude, und ihre Augen leuchteten. Nein, so ein wunderschönes, liebes Mädchen! Sie hatte er noch nie — gefühlt! Er fing wirklich an, sich für die kleine Blumenmacherin leibhaftig zu interessieren, als sich das für einen Mann seiner gesellschaftlichen Stellung schied.

Sie gingen durch Bayerbach weiter ins Reichenauer Thal hinein. Aber jeden Augenblick blieb sie stehen und hatte etwas Neues zu bewundern: den süßen Stadtbach, der die Eisenbahn über das Thal und die Schwarzach führt; das Vieh, die Bäume, das so lustig und leichtfertig das Hüpfchen herabzieht, als ob es im Winter ihrem Großmutterchen in Wien nicht so reichlich viel Geld koste; sogar die mondseheinlichen, verschömmerten Gesichter in unzähligen Schaufenstern des Herrn Photographen Weißer, der sich dem hochverehrten Publico von Reichenau und Bayerbach als eine Berühmtheit Wiens präsintirt — ah! und hier die Wiener Wasserleitung, die noch immer nicht fertig werden will, obgleich die Väter der Stadt Wien über Sommer bereits den dritten Bergnignungszug nach Bayerbach arrangirt haben. . . . Und dort in der Weise lagern um ein roth fladerndes Feuer ein Dutzend schmütziger, brauner Burischen, und der Eine spielt auf der Maultrommel und der Andere auf einer wüthigen Mundharmonika, und ein junger Burische springt dazu wie besessen ums Feuer herum. . . die Tarantella! Ueber dem Feuer steht auf großen Feldsteinen eine mächtige eiserne Kanne, und ein dicker weißer Dampf, und ein finster Burische steht dabei und rührt mit einem Stöcken — so lang und so dick wie ein Zaunpfahl — mit ganzer Kraft den zehren Vei auf, daß er nicht allzusehr anbrenne. . . die Potenta! Davon erhält Jeder seine große Schüssel voll und ein kleines Stückchen Käse dazu. . . Das ist vierzehnmal in der Woche die Kaffeezeit der armen Italiener, die für die Wiener die prächtige Kaiserleitung bauen. . . „Wie dab' ich's doch so gut!“ sagte Gitta ernsthaft gedankenvoll — „mein Großmutterchen hat mir erste hiezu Mittags einen großen Gugelputz gegeben!“ Im nächsten Augenblicke aber sprang sie schon zu einer kleinen Feldblume über den Graben — und dann erklärte sie ihrem Begleiter die Schönheit der Blume. Doch nicht wie ein gelehrter Professor der Botanik — nein, wie eine kleine Blumenmacherin, in deren unklugem Herzen eine fromme Liebe zur Schönheit der Natur wohnt — und in deren künstlichen Blumen sich die leichte Schönheit so treu wieder spiegelt — Dann ihrem lieben Herzen!

Sorch! Hoch oben auf dem Berge, dort, wo sich die grünen

Matten in den Wald verlieren und noch weiter oben aus dem Walde das schwarze, zackige Gestein aufragt, in der Abendsonne bald blendend weiß, bald rothgelb leuchtend, stehen drei Burischen in grauen Joppen und mit nackten Knien, den grünen Hut mit der Spielbahnfeder fed hinternübergehoben, und jodeln hell und sungen dann:

I kann sich'n und ja'n,  
Dann die Riden ich'n schlag'n,  
Gibst du mich a Bursch dafür,  
Kannst das lerna von mir.

Unten am Berge im gelben Gesehensfeld schelen drei Dierndeln. . . . Jetzt lachen sie hell, daß es von Berg zu Berg widerhallt, und schwingen dabei mit den nackten braunen Knien die Sischeln über den Köpfen — dann sungen sie zu den Burischen hinauf:

I kann melcha und ma'n,  
Und lann's Spinrad'l drab'n,  
Schau, bis langt schon a Weil,  
Hat mit'n Verna loan G'l!

Im jauchzenden Jubel klingen die sechs Stimmen in einander. . . Die Burischen wissen, daß die Abweigung nicht allzu ernsthaft gemeint ist.

Wie war ihr doch Alles so neu, so wunderbar! Und wie war die Welt so schön und das Leben so süß. . . Wie stehe denn den Mann, der an ihrer Seite ging und mit ihr plauberte und lachte? Daran hatte ihr keines, glückliches Herz nicht gedacht. Aber sie hätte ihr Leben lang wohl so mit ihm durchs schöne grüne Reichenauer Thal gehen mögen. Und sie hätte längst ihre häßlichen braunen Sandschuhe vergessen, und daß sie sich fest vorgenommen hatte, vor Reichenau ihre neuen Hila anzuziehen, um der gnädigen Frau keine Schande zu machen.

Frau v. Goldberg jommerte im „Thalhof“. „Hier rechts bei der großen Wassermühle vorbei über die Schwarzach, dann den Berg hinan durch die Gärten der Kaltwasser-Heilanstalt Wudolphsbach — und immer weiter die Schlucht hinauf, bis die Welt mit Bergen verhält ist. . . .“

### Nach der Barbarossahöhle.

Eine Reisekizze von R. M.

In einem schönen heiteren Frühlingmorgen bestien ich in Halle den Nordhaußen-Gastler Zug zu einem kleinen Ausfluge, der diesmal der Barbarossahöhle galt, indes leider nur wenig bekannt und noch seltener besuchte Naturwunder, welches ein günstiger Zufall uns vor einigen Tagen erschloß.

Bei der Station Ballhausen tauchte der alte Thurm der Kyffhäuserburg vor meinen Blicken auf.

Eine von den Ummauern des Kyffhäuser's für unzulässig erachtete Weiterfahrt besagt:

„Steht Kaiser Friedrich ohne Gut,  
„Bleibt das Wetter schön und gut;  
„Ist er mit dem Gut zu leben,  
„Bleibt das Wetter nicht bestehen.“

Nun, der Gipfel des Kyffhäuser's war rein und unbewölkt und der Thurm hob seine Silhouette rein und scharf ab auf dem blauen Hintergrund des Himmels.

Ich konnte also wenigstens bereits des Wetztes beruhigt sein und brauchte nicht zu fürchten, daß ein derber Regenzug mir meinen heutigen Ausflug verderben würde.

Die Station Höske, wo ich den Zug zu verlassen, war reich erreicht.

Ausflüge, wie die meinigen, sollte man eigentlich, um sie wahrhaft genußbringend zu machen, stets zu Fuß unternehmen, da aber die Natur mich der Möglichkeit beraubt hat, mit dem seligen Menenl Ermit in Nüchlichkeit auf Wandertüchtigkeit zu concurriren, so zog ich es vor, zumal da ich ja diese Gegend schon kannte, mich bis Kelbra des auf dem Bahnhofe gerade zur Abfahrt bereit stehenden Postomnibus zu bedienen.

Vor mir dehnte die reiche Feld- und Wiesensfläche der goldenen Aue sich aus; zu meiner Linken erhob sich das Kyffhäusergebirge mit seinen malerischen Schluchten und prächtigen Wäldungen, während sich zur Rechten die Vorberge des Harzes hingen.

Die goldene Aue! Viele haben sie durchwandert, noch mehr sie gesehen hören, denn der Fuß der goldenen Aue hat sich gar weit verbreitet im Deutschen Land, allein vielleicht kennen nur Wenige den Uprung dieser Vegetation.

Man erzählte, ein Graf Wotto von Stolberg habe einst eine Wallfahrt oder Reise nach Palästina unternommen und als er nun im Jahre 1493 zurückkehrte, habe er beim Anblicke des

fruchtbarsten Helmethales ausgerufen: „Gebet mir mit dem geliebten Lande! Ich liebe mir diese goldene Aue dafür!“

Daher die Benennung: g o l d e n e A u e.

Die goldene Aue ist also eigentlich das Helmethal von Nordhaußen bis Ralsbüttel, wo die Helme in die Linthtrübe mündet. Da aber der Ausdruck um seiner Nützlichkeit willen bald populär wurde, so übertrug ihn die Bewohner des durch seine Fruchtbarkeit durch seine Nützlichkeit nicht minder bekannten Linthtrübe theils denselben auch auf ihr Gebiet, so daß im weiteren Sinne des Wortes die goldene Aue, benützt von Helme und Linthtrübe, sich von Nordhaußen bis unterhalb Freyburg erstreckt, wo die Linthtrübe in die Saale mündet.

Und es ist ein prächtiges Stück Land, diese goldene Aue mit ihren wogenden Getreidefeldern und üppig grünen Wiesen, mit den Bürgen und Säulchen, die von den Höhen ab das Thal hinabfließen, von der Dichtung verklärt und reich umwoben von Sang und Sage.

In Kelbra gewesen zu sein und das in der ganzen Umgegend berühmte, auch in Halle geführte Kelbraer Lagerbier nicht versucht zu haben, das ist eine beinahe eben so schwere Unterlassungssünde, als in Rom gewesen zu sein, ohne den Wappstein zu haben.

Zu dieser Festschmeide wie zu etwaiger anderweitiger Equifundum bietet das Waltraus zur Sonne, in welchem zugleich das Wollamt sich befindet, ein sehr passende Gelegenheit. Das Bier ist in jeder Hinsicht wohlgeschmeckt und trefflich, wenn auch etwas leicht.

Auch die Geschichte dieses Bieres ist nicht ohne Interesse. Der Brauer derselben, Eduard Joch, war von Haus aus Kupfer- schmid und hatte, als solcher vielfach in Brauereien beschäftigt, in Bayern vielfach Gelegenheit, das untergebräute Brauerlagerbier gründlich kennen zu lernen.

Indessen hatte er, was in den Zeiten der Polizeiwirtschaft des jetigen deutschen Bundesstaates allerdings nur allzuleicht passiren konnte, das Mißgeschick, wegen Legitimationslosigkeit aufgegriffen, mit Meisterlose verurtheilt und über die Grenze gebracht zu werden.

Nach seine Rückkehr nach der Heimath dachte er die kleine städtische Brauerei, und sein Bier fand rings umher so viel Beifall, daß er sich bald im Stande sah, in dem sehr bauwilligen Stauffen Vieh, dem alten Sitze der Richterode, eines jetzt ausgetrochener Abbesseleschtes, eine eigene Brauerei zu errichten, deren Einrichtung allgemein als musterhaft gilt.

Auch der materielle Erfolg blieb nicht aus und im Jahre 1874 z. B. wurde der Reinertrag der Brauerei auf 40,000 Thaler geschätzt.

Eduard Joch hat später noch seine beiden jüngeren Brüder, von denen der eine Kellerer, der andere Scheur, war, mit in das Geschäft gezogen, doch allerdings die Ebertheilung des Ganges vorbehaltend. Letzterem ist der Gründer des Geschäftes in seiner Kleidung und in seinem ganzen Auftreten noch eben so leicht und einfach geblieben, als wie zu jener Zeit, wo er noch mit dem Felleisen auf dem Rücken und einer häufig schmalem Bürde als Handwerksbursche die Welt durchwanderte. Dieses schlichte Auftreten führte oft über curiose Scenen herbei, die der originale und dabei mit einem natürlichen Witze ausge-rüstete Alte nicht selten mit großem Humor, dem freilich eine satirische Ader nicht fehlte, zum besten gab.

So kam er einst auf ein Vitzergut, um von dem Besitzer eine größere Quantität Gerste zu kaufen. Da redete ihn einer der Knechte an mit der Frage, ob er sich vielleicht vermehren wollte? Und als Joch dies lächelnd bejahete, rief ihm der Knecht, sich doch um die Stelle des abgehenden Ochsenknechtes zu bewerben, wenn er die bestimme, dann sei er gut aufgenommen.

Ein Vitzelener wollte ihm einst, da er ein Billet dritter Klasse forderte, ein Billet vierter Klasse, als für ihn postlever, anbringen, da forderte Joch, ärgerlich, endlich ein Billet erster Klasse mit dem Zusatz: „Und wenn Sie mir noch viele Umstände machen, so fordere ich einen Extragug.“

Einst kam er zu Fuß nach einer kleinen Stadt; der Wirth will ihm, seines ungleichen Aufsehens wegen, nicht behalten, läßt ihn bittlich bewegen und weicht ihm den Wäudchen an. Am anderen Morgen geht er dem Wäudchen, das ihm mit einer Stalllaterne aus dem Hundchen hinausgeluchtet, zum gegenseitigen Erkaufen des Wirthes, der jetzt erst den Namen des Gastes erfährt, als Trinklauge einen Zehnthalerschein.

Vielleicht fielen dem Wirth die dieser Gelegenheit die Worte ein, welche in Breslau am Schweidnitzer Keller stehen:

„Wenn mancher Mann wißt, wey mancher Mann wißt,  
„Mancher Mann theilt manchem Mann größere Erre.“

Doch genug mit diesen Anekdoten aus dem Leben eines selbst-made man, der, nachdem er sich durch eigene Kraft zu Reichthum emporgearbeitet, sich nicht durch Sockmuth und Eitelkeit ver-

blenden ließ, sondern blieb, wie er war, herb, schlicht und bieders.

Kelbra, dessen Bewohner in der Umgegend scherzweise Calabrierer genannt werden, bietet sonst nicht gerade etwas Merkwürdiges dar. Es ist eben ein kleines Landstädtchen, wie es deren mannde gibt — von nur 1250 Einwohnern, zu welcher Zahl freilich die 1000 Einwohner der Gemeinde Altendorf billich noch hinzuzuzählen sind.

Allenfalls dürfte räumlich mit Kelbra zusammen, ist gleichsam eine Vorstadt desselben, ist aber von der Stadt administrativ getrennt und hat einen eigenen Schulzen.

Der Grund, warum eine administrative Verschmelzung beider Gemeinden bis jetzt noch nicht möglich war, liegt unzweifellos in der ungemäßen ungleichen Finanzlage der Stadt. Soweit es, ihr von Communalanläßen hieher bedienten Großstädter: in Kelbra giebt es keine Communalsteuer! Und damit noch nicht genug, die 119 Haus- und Grundbesitzer des älteren Stadttheiles bekommen sogar noch einen kleineren oder größeren Betrag aus der Stadtkasse heraus. Auch Schulgeld wird in der Elementarschule nicht bezahlt, und seit mehreren Jahren gefattet man sich sogar den Luxus einer höheren Knabenklasse, deren Schüler freilich schulgeldpflichtig sind.

Kelbra hat eben das Glück, von Bürgermeistern verwaltet zu werden, die es verstanden, das Communalvermögen nachdringend anzulegen und auf diese Weise einen Wohlstand zu erzeugen, um welchen viele andere ungleich größere Communen das kleine Städtchen beneiden könnten.\*

Bei dieser günstigen Finanzlage müßte Kelbra, sollte man denken, eine große Anziehungskraft auf Fremde ausüben und seine Bevölkerung sich reich vermehren. Dies Vetrete ist jedoch nicht der Fall; das durchschnittliche jährliche Anwachsen der Bevölkerung entspricht nicht einmal den jährlichen Ueberschüssen der Geburten über die Todesfälle.

In seiner abgeschiedenen Lage ist das Städtchen nicht einmal der commerciale Mittelpunt einer größeren Landbevölkerung, mitbin für eine geistliche Entwicklung nicht günstig gelegen, und auch die pensionirten Staatsämterbörner ziehen zuletzt andere Orte vor, die ihnen zwar eine höhere Steuerlast, dafür aber auch größeren Lebensgenuß in Aussicht stellen.

Ueberhaupt lassen niedere Communalan lagen, die wenigen Fälle ausgenommen, wo die Communen selbst ein starkes Vermögen besitzen, nicht auf stabile Verhältnisse schließen, während reich empfindende und mit starkem Freiendsinn ausgestattete Stühle meist sehr hohe Communalabgaben haben, so notwendig haben müssen. Der Fremdenzuzug bedingt eine Erweiterung der Stadt, die Anlage neuer Straßen, die doch geplaster, erleuchtet, mit Schulen versehen werden müssen, was alles einer Commune bedeutende Kosten verursacht, die doch nur vermittelst einer erhöhten Steuerlast defricirt werden können: so paradox es klingt, io ist doch in den meisten Fällen die Höhe der Communalanläßen ein fast untrüglicher Gradmesser des Gebelens der Städte.

Kelbra liegt unmittelbar am Fuße des Kyffhäusergebirges, eines joltrien Gebirgszweiges, den das breite Thal der Helme von Harze, das Thal der thüringer Wippen von der Hanleite scheidet.

Von Westen, von Anleben an, ziemlich allmählich aufsteigend, gegen Norden und Osten steil abfallend, erreicht das Gebirge in seiner höchsten Erhebung eine Höhe von 1530 Fuß.

Der Grundfuss des Gebirges ist Granit und Syenit, auf welchem Mothelgendes und Bestseite lagert.

Häufig tritt man ganze verticirte Baumstämme, die, trotz ihrer Eigenart, noch deutlich die Holzstruktur zeigen. Die Steinbrüche von Tilleda liefern meist weiß und dect gedunte Mühlensteine, die jetzt freilich durch die aus einzelnen Stücken zusammengesetzten französischen Mühlensteine vielfach verdrängt worden sind. Auf den dem Kyffhäusergebirge westlich vorliegenden Müldeener Kalkbergen findet man zwar nicht in Masse, wohl aber häufig in einzelnen Stücken oder Steinen Abblatter, den man in Nordhaußen hinreichend zu Mochenbeckern, Balen u. dgl.

\* Eduard Joch, geboren am 27. December 1812, starb am 5. Mai 1880. Seine Viebe zu seiner Vaterstadt dehtingete er durch ein derselben vermachtes Legat von 10,000 Thaler; außerdem hinterließ er 1000 Thaler zur Christbегeherung armer Kinder.

Der Bürgermeister John war es, der für Rechnung der Gemeinde bedeuende Dampfanlagen anlegte, die einen von Jahr zu Jahr steigenden Nachz liefert; Bürgermeister Liebes\* und kaufte für Rechnung der Gemeinde ein großes Gut, was sich, da die Kalandere desselben im Einzelnen verpacket sind, als eine sehr ergatrende Speculation herausstellte. Auch wurde unter ihm das lumpige, nur zur Gemeineweide benutzte Parried in eine lippige Wiesensfläche umgewandelt, die heute den Haupttheil der städtigen Einkünfte liefert.

\* Richter, heutiges Kyffhäuserbuch, Eisenl. 1876.

